

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 245.

Mittwoch, 20. Oktober.

1915.

S. M. S. Grille!

Roman von Otto Elster.

(Nachdruck verboten.)

(19. Fortsetzung.)

Es war wiederum eine Pause in dem Gespräch eingetreten. Der Generalkonsul war in sein Arbeitszimmer gegangen, um mit dem Sekretär zu konferieren. In der Chinesen-Stadt war das dumpfe Brausen zu einem tosenden Lärm angewachsen. Man hörte wilde Schreie, angstvolle Rufe herüberhallen, Schüsse knachten dazwischen, und plötzlich gellte ein einziger, furchtbarer Schrei wie von einer tausendköpfigen Menge durch die Nacht, so daß Aita erschreckt emporfuhr und auch Frau von Steinitz sich beunruhigt erhob.

„Ich werde eine Patrouille nach dem Tor schicken“, sagte Horst.

Doch in diesem Augenblick kam ein Matrose eilig herbeigelaufen.

„Was gibt's?“, fragte Horst ihm entgegentreten.

„Die Aufständischen haben das Tor der Chinesen-Stadt erstickt“, meldete der Matrose, „und bringen in hellen Haufen in die Vorstadt ein.“

„Um Gotteswillen, sie werden doch nicht hierher kommen?“, fragte Frau von Steinitz erbleichend.

Bitternd stand Aita da, die großen, dunklen Augen mit Tränen gefüllt.

Der Generalkonsul trat wieder ein, auch er hatte Meldung von dem Vordringen der Rebellen erhalten.

„Was wollen Sie tun, Herr Leutnant?“, fragte er.

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau — Fräulein Aita — wir sind stark genug, um jeden Angriff abzuschlagen“, sagte Horst. „Außerdem werde ich eine Meldung an Kapitän Sanders schicken — er wird uns schon Hilfe schicken. Für jetzt bitte ich mich zu entschuldigen — ich muß zu meinen Vorgesetzten.“

Noch einen Blick warf er auf Aita, die ihn mit großen angstvollen Augen in stummem Flehen ansah. Dann eilte er mit den Matrosen davon.

Immer näher kam das Geschrei, das Toben der Menge. Die Regierungstruppen, die das Chinesen-Viertel bislang in Schach gehalten hatten, schienen vollständig überwältigt zu sein; entweder waren sie niedergeschlagen oder sie waren entflohen. Wenn sich dieser Haufen wild empörter, fanatisch erregter Menschen in die Stadt ergoß, würden die unheilvollsten Folgen daraus entstehen. Auch in der Europäer-Stadt gäbe es ja in der chinesischen Bevölkerung; die Lastträger, die Kulis, die chinesischen Matrosen — sie würden sich mit den Rebellen die Hände reichen, und was konnten diese paar tausend Deutsche, Franzosen, Engländer und Amerikaner gegen die Hunderttausende von Chinesen ausrichten, die in wildem, mord- und raublustigen Fanatismus die unglückselige Stadt überschwammten?

„Kommt in das Haus“, sagte der Generalkonsul zu seinen Damen. „Wir können hier nichts nützen und müssen uns auf die Tapferkeit unserer braven Matrosen verlassen. Auch die Engländer und Franzosen haben Mannschaften gelandet. So dürfen wir hoffen, daß es gelingt, den Aufstand niederzuschlagen.“

Er führte die Damen in das Haus, als draußen auf der Straße ein wildes Geheul erschallte.

„Sie sind da“, flüsterte Frau von Steinitz hebrend.

Ausschluchzend preßte Aita die Hände vor das Gesicht und sank fassungslos in einen Sessel. Der Generalkonsul ergriff einen Revolver und eilte, gefolgt von seinem Sekretär, in den dunklen Park.

Die chinesischen Diener und Mägde drängten sich ängstlich in den Souterraineräumlichkeiten der Villa zusammen.

Plötzlich knatterten einige Schüsse! Aita schrie erschreckt auf; Frau von Steinitz legte ihr tröstend die Hand auf das Haupt.

„Ruhig, Kind“, sprach sie, sich selber zur Ruhe zwingend. „Wir sind in sicherem Schutz.“

Aita warf sich an die Brust der Mutter.

„Mama, Mama“, jammerte sie, „wenn er getötet würde.“

„Wen meinst du? — Papa.“

Das geängstigte Mädchen barg das Gesicht an ihrem Herzen. Der Name Horsts zitterte auf ihren Lippen. Frau von Steinitz lächelte ein wenig. Sie streichelte zärtlich den dunklen Scheitel Aitas.

„Nächst du ihn denn so sehr?“

Aita preßte sich fester in ihre Arme. Ein übermütiges Knattern der Gewehre, ließ sie von neuem erheben.

Inzwischen tobte draußen der Kampf. Horst sperrte mit seiner Abteilung die Straßen und an dem festen Mut, an der Unerblichkeit der deutschen Matrosen scheiterte der wilde, tumultuarische Angriff der Menge. Den Matrosen schlossen sich andere Europäer an; von allen Seiten strömten sie herbei, und bald hatte sich eine feste Mauer gebildet, an der der Ansturm der Menge sich brach. Gewehrschüsse knachten, gellende Schreie ertönten — und plötzlich drang ein lauter, dumpfer Krach durch die Nacht, und auf einen Augenblick verschwante das Geschrei, als sei in die Menge ein erstarrender Schreck gefahren.

Und wieder der dumpfe Krach! Und ein Zischen und Rauchen in der dunklen Luft. Die Geschütze der Kriegsschiffe hatten das Feuer auf die Chinesen-Stadt eröffnet.

Und da erscholl ein kräftiges, donnerndes Surren! Und im Laufschritt mit gefälltem Bajonett kam die Landungsmannschaft der „Grille“ die Straße entlang und warf sich der wild aufschreienden Menge entgegen.

Ein kurzes Handgemenge — dann flohen die Rebellen in toller Angst, in wildem Tumult davon, um sich in den engen Gassen der Chinesen-Stadt, in den Gärten und Wäldern der Umgebung zu verbergen. Niemand achtete auf seinen Nahemann; jeder dachte nur an die eigene Rettung. Frauen und Kinder, Greise und Kranke wurden unter die Füße getreten, wurden, in der Masse eingeseilt, erdrückt, niemand sah sich nach ihnen um, ihr Wimmern und Jammern verhallte in dem allgemeinen Losen dieser von Todesangst gepeinigten Menschenflut.

Und dann ward es still. Nur einzelne Kommando- worte deutscher Offiziere erklangen draußen hell und

scharf, und leise klirrten die Waffen. Chinesische Regierungstruppen rückten jetzt auch heran, die Chinesen-Stadt wurde vollständig abgesperrt.

Herr von Steinitz trat aufatmend bei seinen Damen ein. „Ihr könnt ruhig sein — die Gefahr ist vorüber“, sagte er. „Unsere Blauladen haben sich trefflich bewährt.“

Asta sah schon zu ihm hinüber, wie er seinen Revolver auf den Schreibtisch zurücklegte. Eine Frage hobte auf ihren Lippen, aber sie wagte sie nicht auszusprechen.

Frau von Steinitz fragte:

„Hast du Herrn von Haidebrink gesehen?“

„Er war in der ersten Reihe der Kämpfenden“, antwortete ihr Gatte.

Ein tiefer Seufzer rang sich von Astas Lippen.

Da ertönten eilige Schritte. Asta fuhr empor . . . in der Tür stand die staubbedeckte Gestalt des jungen Offiziers, auf der Stirn eine leichte, blutende Wunde. „Es ist vorüber“, sagte er. „Sie sind jetzt vollständig sicher . . .“

„Mein Gott, Sie sind verwundet, Herr von Haidebrink?“ fragte Frau von Steinitz erschreckt.

„Es hat nichts zu sagen, gnädige Frau“, entgegnete er. „Doch — gnädiges Fräulein — was ist Ihnen?“

Asta war totenblau geworden. Ihr wand schwarz vor den Augen, sie wollte sich stützen, sie verlor den Halt und wäre zusammengefunken, wenn Horst sie nicht aufgefangen hätte.

„Fräulein Asta — erholen Sie sich — es ist ja alles vorüber . . .“

Sie schlug die großen dunklen Augen zu ihm auf. Ein Rächeln irrte über ihr Gesicht, das ein rosiges Schein überhauchte. Und plötzlich schlang sie die Arme um seinen Nacken und flüsterte: „Ich hatte solche Angst um Sie . . .“

„Asta — meine liebe Asta . . .“

Erkannt sah Herr von Steinitz auf die beiden. Rächelnd legte seine Gattin die Hand ihm auf den Arm und sprach leise:

„Komm, lieber Mann — die beiden haben sich noch viel zu erzählen . . .“

Und der Generalkonsul lächelte verständnisvoll und verließ mit seiner Gattin still das Zimmer.

Horst führte Asta zu einem Sessel. Dann kniete er vor ihr nieder, umfaßte sie und fragte flüsternd:

„Hast du mich lieb, meine Asta?“

Sie legte die Hände um seinen Hals und bot ihm die blühenden Lippen zum Kuß. Ein Hauch der Leidenschaft erfüllte ihm Herz und Sinne. In ihren Armen vergaß er seine frühere Liebe.

14.

Fred hatte längere Zeit Urlaub erhalten, um seine Verwundung völlig auszuheilen. Der Stich des Meßers hatte doch die Lunge getroffen, so daß größte Vorsicht nötig war. Fred wollte den Urlaub in der Heimat bei seiner Mutter verleben. Professor Ewald riet ihm jedoch, sich nicht gleich dem rauhen nordischen Klima auszusetzen, sondern vorher noch einige Zeit in Ägypten oder Italien als Zwischenstation zu bleiben. Fred fühlte, daß der Professor recht hatte; er beschloß, einige Wochen in dem milden Klima der oberitalienischen Seen zu verbringen, bis seine Lunge völlig wieder hergestellt sein würde.

„Du begleitest mich natürlich, Kleine“, sagte er zu Rätke. „Ich glaube, du hast einen Erholungsurlaub ebenso nötig wie ich. Du siehst noch immer blaß und angegriffen aus.“

„Mir fehlt wirklich nichts, Fred“, entgegnete Rätke.

„Um, wir wollen diese Frage lieber nicht eingehender erörtern. Gewisse Dinge muß der Mensch allein mit sich abmachen. — Hier ist übrigens eine Einladung des Offizierkorps von S. M. S. „Grille“ zum Ball an Bord — hast du Lust?“

„Ich denke, Fred, wir sagen lieber ab. Dir könnte der Aufenthalt in der kühlen Nachtluft schaden, und ich finde, offen gestanden, kein Vergnügen daran.“

„Wie du willst. — Doch — was ich sagen wollte, Leutnant von Haidebrink ist wieder hier . . .“

„So . . .“

„Ich traf ihn auf dem „Bund“, er ging mit Fräulein von Steinitz, sie schienen in lebhaftem Gespräch begriffen zu sein.“

„Ich bitte dich, Fred — es interessiert mich wirklich nicht.“

Sie wandte sich ab und neigte sich über den Blumenstisch am Fenster.

„Das wäre wirklich das Beste“, entgegnete Fred ernst. „Also ich werde den Herren Offizieren abschreiben. Übrigens geht der Dampfer „Umberto“ des Triester Lloyd, der uns nach dem schönen Land der Pomeranzen bringen soll, in drei Tagen. Hast du noch Besorgungen zu machen?“

„Ich möchte einige Abschiedsbesuche machen — ich komme doch wohl kaum hier wieder her . . .“

„Wieso? — Gefällt es dir hier nicht mehr?“

„Gewiß — aber . . .“

„Nun, darüber sprechen wir später noch, Schwesterchen. Wer weiß, ob ich nicht auch in Deutschland bleibe. Vielleicht behält mich Konsul Petersen in Hamburg. — Na, das findet sich ja alles später . . .“

(Fortsetzung folgt.)



Hatte dich ans Schöne, vom Schönen lebt das Gute im Menschen und auch seine Gesundheit.

Neues aus französischen Gefangenenerlagern.

Die Frage der Unterbringung und Behandlung der gegenseitigen Kriegsgefangenen hat im Verlauf des Weltkriegs bereits mehrfach eine im Vordergrund der Öffentlichkeit stehende Rolle gespielt, und mehr als einmal war sie notgedrungen der Gegenstand energischer Erörterungen, die deutscherseits durch Vergeltungsmahregeln gewichtiger gestaltet werden mußten. Einen interessanten und übersichtlichen Einblick in die in den französischen Gefangenenerlagern herrschenden Zustände gewährt ein Artikel von Max Kentwich, der im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „über Land und Meer“ veröffentlicht wird. Der Verfasser geht von dem sehr einsichtsvollen Standpunkt aus, daß man bei Beurteilung der Gefangenenerbehandlung gerechterweise die durchschnittlichen Lebensgewohnheiten des Volkes, in dessen Gewahrsam die Gefangenen sich befinden, nicht ganz außer acht lassen kann: „Nach den Lebensgewohnheiten beurteilt, müssen die deutschen Gefangenen in Frankreich von vorherhin schlecht abschneiden, weil unser durchschnittliches Lebensniveau und unsere Lebensgewohnheiten zweifellos höher als die der anderen Nationen sind. . . Tief bedauerlich steht es um den Deutschenhaß, dessen Pflege in Frankreich leider einen Teil der Jugendberziehung ausmacht. Die internierten Zivil- und Kriegsgefangenen“, heißt es dann weiter, „sind in Frankreich in etwa 150 Lagern, vornehmlich im Süden und Südwesten des Landes untergebracht. Seit November 1914 wurden einige dieser Lager verschiedentlich besucht sowohl von dem Delegierten des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz in Genf, Oberstleutnant Dr. de Marval, wie auch von Mitgliedern der amerikanischen Botschaft in Paris. Im allgemeinen dürften diese Lager jetzt nach Abstellung verschiedener Mängel als zweckentsprechend — allerdings bei allerbescheidensten Ansprüchen — genügen. Bezeichnend aber ist die immer wiederkehrende Klage über Ungeziefer und mangelhafte hygienische Einrichtungen. So berichtete von Vrest ein Kaufmann, der als Zivilgefangener dort festgehalten wurde: „An einer Stelle sind ein paar schmale Bänke aufgestellt, sonst sieht man hier überhaupt nichts als graue, schmutzige Mauern. Außerdem ist direkt neben diesen Ruheplätzen das „Dépôt d'ordures“, ins Deutsche schwer zu übersetzen, denn in Deutschland würde es ganz unmöglich sein, derartigen Unrat auf einen Hof zu legen, der viel begangen wird, und außerdem unmittelbar neben Verwundeten, die sich wenige Minuten des Tages hier in der „frischen Luft“ erholen sollen.“ Über die

Zustellung der für die Gefangenen bestimmten Postsendungen erfahren wir, daß der Postdienst, den diesbezüglichen allgemeinen Verhältnissen in Frankreich entsprechend, ziemlich unzuverlässig ist, in letzter Zeit aber verbessert wurde.

Aber die Beköstigung besagt der Artikel: „In Saint Etienne wird die tägliche Ration Fleisch von nur 125 Gramm, inklusive Knochen und anderen ungenießbaren Teilen, noch zweimal wöchentlich durch Stodfisch ersetzt. Und wenn Dr. de Marval von anderer Stelle im offiziellen Bericht sagt: „Nahrung (ich habe selbst gekostet), sehr reichlich und gut dank den Zugaben, die sich die Gefangenen aus ihrer Tasche bezahlen!“, so klingt das für die mittellosen Gefangenen nicht gerade vielversprechend. Die an vielen Stellen übliche Geflügellosigkeit, Kriegsgefangene an einen Unternehmer abzugeben, der pro Kopf 3 Franken zu zahlen hat, die in 20 Centimes (16 Pf.) bar an die Gefangenen und in der Lieferung der Beköstigung aufgehen, scheint ebenfalls höchst fragwürdig: Weniger günstig als in Frankreich selbst scheinen es die Gefangenen in den französischen Kolonien zu haben. Die in dem mörderischen Klima von Dahome untergebrachten sind auf energische Vorstellungen hin alsbald nach anderen Lagern übergeführt worden. Günstiges Unterkommen scheinen hingegen die 36 Offiziere in Coret gefunden zu haben. Da die Offiziere völlige Bewegungsfreiheit in der Stadt und ihrer nächsten Umgebung genießen, kommt ihnen die Schönheit der Landschaft sehr zugute. Eine große Anzahl Gefangener sind in den etwa 40 Lagern von Französisch-Nordafrika, Tunis, Algier und Marokko untergebracht. Für Nordafrika machte die französische Regierung geltend, daß das Klima ein so günstiges sei, daß viele Vergnügungsreisende an dieser Stelle Erholungsaufenthalt nehmen. Zum Teil wird man diese Meinung zu Recht bestehen lassen müssen, aber auch nur für die Küstenstriche. Höchst bedenklich aber wird das Klima in allen Orten südlich des Sahara-Atlas, in welcher Zone den Aufenthalt für uns Nordländer in der Zeit von Ende April bis gegen Dezember in hohem Grade gesundheitsgefährlich ist. Die französische Regierung hält es für erlaubt, deutsche Gefangene zum Bahn- und Wegebau bis nach Touggourt hinunter zu verwenden, auch in der heißen Jahreszeit. Das gilt von Biskra. Nun liegt Touggourt aber noch 204 Kilometer weiter südwärts, völlig in der Sandwüste und hat ein Wärmemaximum von 57 Grad gegenüber Biskra mit nur 48 Grad. Wer den Gluthauch der Sahara kennt, kann sich eine richtige Vorstellung von den Strapazen machen, denen unsere deutschen Soldaten beim Wegebau nach Touggourt ausgesetzt sind. Es gibt auf der ganzen Strecke nur ein paar dürftige Oasen, die von den Begearbeitern der großen Entfernungen und der Unwirksamkeit der Wege selbst wegen gar nicht besucht werden können. Die Arbeiter müssen oft unter Zelten im Freien übernachten und sind dann bei der gewaltigen Ausstrahlung, die Temperaturschwankungen von 90 bis 40 Grad mit sich bringen, allen Unbilden des Wüstenklimas ausgesetzt. Nunmehr besagen die letzten Nachrichten vom Ende August, daß die Gefangenen aus Touggourt zurückgezogen seien.“



Aus der Kriegszeit.

Pozarevac. Pozarevac, das jetzt von den deutschen und österreichischen Truppen erstürmt wurde, ist wie so manche andere Stadt des Balkanvorlandes aus einer altrömischen, um eine Militärstation gebildeten Niederlassung entstanden. Unweit davon, auf der Morawa-Ebene bei Margum, fand jene antike Entscheidungsschlacht statt, die 285 den großen Diokletian durch seinen Sieg über den Ursupator Maximian zum alleinigen Herrn des römischen Weltreiches machte. Man darf heute wohl daran erinnern, denn seine auf den Osten, besonders die Balkanländer mit Byzanz gestützte Politik hat letzten Grundes die „orientalische Frage“ geschaffen, deren gordische Knoten jetzt das Schwert zerhaut. . . . In der Geschichte des Orients spielt auch Pozarevac eine bedeutende Rolle: hier wurde 1718 der berühmte Friede von Passarowitz abgeschlossen (Passarowitz ist eben wie „Pozharevitz“ nur eine Verstämmelung von Pozarevac, in dem übrigens das z wie das französische j in „Journal“ zu sprechen ist). Nach der großen Monographie über Serbien von Felix Kanitz knüpft eine türkische Sage die Gründung der Stadt an den Glaubens-

streiter Ali Beg, der vor dem ihn verfolgenden serbischen Briganten Bul Zmaj sich im Schilfbüsch der Morawa versteckte und, als Bul es anzünden ließ, darin elendig verbrannte. Das später auf derselben Stelle entstandene Dorf wurde deshalb „Pozarevac“ genannt, von „pozar“ = „Waldbbrand“. Dieser serbische „Nationalheld“ Bul mit dem bezeichnenden Beinamen „Zmaj“, d. h. „Drache“, macht auch sonst der aus dem jetzigen Kriege schon sattem bekannten serbischen Grausamkeit alle Ehre. Als der erwähnte Türkenheld Ali Beg auf der Flucht, bevor er jenes verhängnisvolle Schilfbüsch aufsuchte, sich in einem nahen Dorfe verbarg und die Bauern ihn nicht verraten wollten, ließ Bul die gesamte männliche Bevölkerung abschlachten. Der noch heute bestehende Ort, im Distrikt Pozarevac gelegen, heißt seitdem Udovice = Witwendorf. . . . Als die Serben sich zu Anfang des 19. Jahrhunderts wieder einmal gegen die Türken erhoben, wurde Pozarevac am 24. Mai 1804 von dem „schwarzen Georg“ (Karageorg) besetzt, aber 1809 vorübergehend, 1813 dauernd von den Türken zurückerobert und neu befestigt. Unter Milosch Obrenowitsch lag hier seit etwa 1820 der größte Teil des von ihm begründeten stehenden Heeres in Garnison. Auf der von ihm hier ins Leben gerufenen Militärschule entwickelte sich dann die spätere Belgrader Kriegsakademie. Den Serbenfürsten selbst konnte man hier, wo er mit seiner Gemahlin Jevdoka Hof hielt, von seiner besten Seite kennen lernen. Über Politik und Gamaßendienst vernachlässigte er, wie Kanitz berichtet, „nicht den feinen Reichtum mehrenden Schweinehandel“. Zur großen Kunst des Lebens hat er es freilich nicht gebracht; als er sich in deren Anfangsgründe einweihen lassen wollte, erlitten nach einem noch vorhandenen Schreiben vom 4. März 1826 zu seiner großen Freude seine Minister und Sekretäre das für höchst überflüssig. . . . Im Kanzlei Gebäude lagen Protokolle, kaufmännische Papiere und Regierungsverträge bunt durcheinander, und dasselbe umgaben eingezäunte Plätze, auf welchen das zum Export bestimmte fürstliche Vorstentvieh gemästet wurde.“ Solche Merkwürdigkeiten bietet Pozarevac freilich heute nicht mehr, dafür aber allerhand sonst „Sehenswertes“. Auf dem „Kralja Aleksandra“ steht die über 2 1/2 Meter hohe Bronzestatue des eben gerühmten Serbenfürsten Milosch, für die sich der Bildhauer Jovanowitsch 1898 die stattliche Summe von 21 500 Dinar bezahlen ließ. Die Bevölkerung des Städtchens erscheint dem an serbische Kulturbegriffe nicht Gewöhnten etwas buntschedig, denn sie zählt innerhalb des Stadtfriedens außer der Zivilbevölkerung und dem auch im Frieden, wo der Brigadestab hier liegt, verhältnismäßig zahlreichem Militär ein paar hundert Zigeuner, etwa je 1000 Pferde und Rinder, 5000 Vorstentiere, 2600 Hammel und 250 Bienenstöcke. Die Straßen befinden sich etwa seit der Jahrhundertwende in einem ganz unserbisch guten Zustande, was neben anderen Kulturfortschritten dem Blicken des früheren Stadtingenieurs Weitmann, einem Rheinländer, zu danken ist. Im großen und ganzen aber ist die Stadt Pozarevac wie ihre serbischen Schwestern zumeist ein Augiasstall, in dem vielleicht unsere Truppen ein wenig Ordnung schaffen werden.

Kriegsfahrt von Nisch nach Athen. Eine Balkanreise zur Zeit der letzten Wirrnisse schildert ein Sonderberichterstatler der „Gazette de Lausanne“ seinem Blatte: „Mit dem von Nisch ausgehenden direkten Expresszug kam ich in Saloniki an. Welche sonderbare Stadt! Zum Teil gemischt, zum Teil griechisch, zu einem kleinen Teil auch türkisch, neigt der größte Teil der Bevölkerung, schon aus wirtschaftlichen Interessen, den Zentralmächten zu. Zwei Zeitungen erscheinen in französischer Sprache: „Nouveau Siècle“ und das erst kürzlich gegründete „Echo de Salonique“. Das letztere Blatt richtet sich, wenn es auch nicht offiziell als franzosenfeindlich gilt, gegen die Alliierten. Das „Nouveau Siècle“ bezieht auch eine türkische Ausgabe. In Saloniki spiegelt sich der Krieg in lebendiger Weise. Es ist ein politisches Zentrum geworden und Sammelpunkt der verschiedensten Zeitungsnachrichten. Als ich in Saloniki ankam, war gerade die Nachricht von der Mobilisation Bulgariens bekannt geworden. In allen Kreisen fragte man sich lebhaft, wie Griechenland sich verhalten, was die Regierung beschließen würde. Die unnützen Forderungen, die die Entente in Griechenland zugunsten Bulgariens gestellt hatte, hatten eine gewisse Erleichterung in der ententefreundlichen Kreise hervorgerufen. Auch wer für die Alliierten alle möglichen Sympathien empfinden mag, kann ihnen doch nicht die Feststellung ersparen, daß ihre Politik von einer seltsamen Verblöndung gewesen ist. Der erste Tag in

Saloniki verlief wahrhaft fieberhaft. Die Extrazugaben der Zeitungen folgten sich mehrmals in einer Stunde. Am zweiten Tage wurde die griechische Mobilisation verkündet. Das Schiff, auf dem ich weiterreiste, der Dampfer „Sydney“, hatte zwei Tage Verspätung. Deutsche und österreichische Unterseeboote halten sich im Mittelmeer auf; die Mannschaft der „Sydney“ sah, wie in ihrer Nähe ein Handelsschiff unterging. Freitagabend endlich fuhren wir ab. An Bord befanden sich Franzosen, Engländer, Russen und auch Bulgaren. Einige der letzteren, anscheinend Offiziere, waren in eiliger Reise nach Debeagatsch begriffen. Sie benahmen sich an Bord zurückhaltend und korrekt. In Debeagatsch schifften sie sich aus, und als sie in der bulgarischen Schaluppe saßen, sangen sie „Thoumi, Mariba“, das bulgarische Nationallied, das ein entente-feindliches Lied geworden ist und in Sofia abwechselnd mit „I England, Deutschland über alles“ gesungen wird. Wir reisten mit verlässlichen Vorbatern, da die Unterseebootgefahr überall lauert. Einige Leute ängstigten sich und versteckten sich der Rettungsgürtel. Reise und Dunkel glitten wir durch die Nacht dahin — dem Hafen von Athen entgegen.

Die Camembert-Revolution. Paris hatte eine kleine Revolution zu bestehen. Die Zentralmarkthallen waren der Schauplatz, die Butter- und Käsehändler und das Publikum die feindlichen Parteien, der auch bei uns wegen seiner „wohlriechenden“ Schmachthaftigkeit vorteilhaft bekannte Camembertkäse das strittige Objekt. Die Verkäufer erklärten nämlich, die Camembertkäse, die anfänglich 40, dann 50 und 60 Centimes gekostet hatten, könnten von nun ab nur zum doppelten Preise verkauft werden. Dies genüge, um die durch den Krieg nervös gemachten Gemüter in heftigen Aufruhr zu versetzen. Ein totes Gewitter brach los. Man piffte, stampfte und schlug, bis die Polizei in Kolonnen und Schwarmlinien erschien, um die arg gestörte bürgerliche Ruhe wiederherzustellen. Die große Preiserhöhung erklärte sich daraus, daß der von der französischen Soldateska sehr geschätzte Camembert in Massen an die Front geschickt wird. Diese Camembert-Mobilisation hat natürlich die für Paris erübrigten Mengen infolge der eifrigen Nachfrage erheblich teurer werden lassen. Jedenfalls scheint der Burgfriede — in einem ausgedehnteren Sinne — in Frankreich nicht sehr fest zu sein, wenn ein teurer gewordener harmloser Camembert einen derartigen Sturm zu entfesseln vermag. Und manch einsichtigerer Franzose wird kopfschüttelnd sougen: „Soviel Bärm um einen Camembert! ...“

Krieg und Gesellschaftsleben in London. Die folgenden Betrachtungen über das Londoner Gesellschaftsleben entnehmen wir einem in „Pearson's Magazine“ veröffentlichten Artikel von Lady Randolph Churchill, der Mutter des ehemaligen Ersten Marine Lords: „Wir haben in England viel durch den Krieg zu lernen, besonders die so notwendige allgemeine Sparsamkeit, die bisher nicht gerade unsere starke Seite war. Es ist nicht zu leugnen, daß die englische Gesellschaft sich während der letzten 20 Jahre von einem erstaunlichen Leichtsinne fortziehen ließ. Nur übertriebene Modetorheiten schienen geeignet, den Weg in das Gesellschaftsleben zu bahnen. Der gegenwärtige Krieg bringt auf allen Gebieten die ausgedehntesten Umwälzungen hervor. Man wird wieder einfach, und die Armut wird nicht mehr als ein Verbrechen angesehen. Die gegenwärtige Krise drückt bei uns einerseits die Luxusausgaben herab, andererseits reizt sie die Junggesellen zur Heirat. Es kann heute kein Zweifel darüber herrschen, daß das englische Gesellschaftsleben sich nach dem Kriege ganz anders darstellt wird als in den verflochtenen Jahrzehnten. Wir werden gezwungen sein, zu einer einfacheren Lebensführung zurückzukehren, die zumindest zwei Generationen lang wird anhalten müssen. In Frankreich ist das öffentliche Leben schon heute sehr einfach geworden, einfacher als bei uns. Selbst in den reichsten Pariser Familien mußte das Dienstpersonal auf zwei Leute herabgemindert werden, und bei den Hauptmahlzeiten hält man jetzt zwei Gänge für ausreichend. Bei Pariser Gastlichkeiten bietet man jetzt meist bloß ein sogenanntes kaltes Büfett. Paris ist nicht mehr die „fröhliche Hauptstadt“. In London sind die Theater und Varietés gut besucht. Aber der Feind ist uns auch nicht so nahe, wie dies in Frankreich der Fall ist. Aber auch bei uns müssen die Modeteute ihre Gepflogenheiten vermindern und herabstimmen. Dies tritt z. B. in der Kleidung

zutage. Man wagt nicht mehr, neue kostspielige Kleider und Pelze zu kaufen. Man kann sich nicht mehr nach der letzten Mode kleiden. Auch die Einladungen sind weniger feierlich, man fordert die Bekannten telephonisch auf, wobei man sich gleich von vornherein mit einer „Kriegsmahlzeit“ entschuldigt.“

Aus Deutschlands Vorratskammern. Die neutralen Besucher, die, mehr oder weniger durch die einseitigen Berichte der Auslandspresse beeinflusst, nach Deutschland kommen, sind stets von neuem darüber verblüfft, bei uns eine Fülle von Lebensmitteln wie zur herrlichsten Friedenszeit vorzufinden, während sie sich darauf vorbereiten hatten, den Gürtel etwas enger ziehen zu müssen. Und die Zeitungen unserer Feinde verbergen nur mit Mühe ihr enttäushtes Staunen über unsere zuverlässige Lebensmittelversorgung. Der Schlüssel dieses Geheimnisses liegt in der deutschen Voraussicht und Organisation, die gerade auf dem Gebiete der Lebensmittelfrage Hervorragendes geleistet hat. Ein Bild dieser gewaltigen Organisation gewinnt man durch einen Gang durch die deutschen Vorratskammern, wie ihn E. Grütel in einem interessanten Artikel im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ schildert: „Gleich mit Kriegsausbruch begann die Sorge und damit auch die Vorsorge um die Sicherstellung der Nahrungsmittel für das Heer und die Zivilbevölkerung — ein Riesenhaushalt, dem sich im Laufe der Monate sehr bald die Millionenchar der Kriegsgefangenen hinzugesellte. Unsere Ernährung ist vollkommen gesichert, so wohl durch die Aufstapelung gewaltiger Lebensmittelmengen wie durch die zur Verteilung dieser Mengen geschaffenen geselligen Maßnahmen. Jede Stadt hat ihre Vorratskammern, in denen die sorgsam vorbereiteten Dauerwaren aufgestapelt liegen. Ferner wurden zur Aufnahme wechselnder oder auch länger zu lagernder Bestände überall im Reiche die verfügbaren Lagerhöhlen, Kühlräume, Kellerräume sozusagen requiriert. Im Herbst 1914 begann man zunächst mit der Sicherstellung der Getreidevorräte. Zur Streckung der Getreidevorräte wurde alsdann die Kartoffel herangezogen. Mit Eifer warfen sich außerdem die Fabrikanten auf die Verwertung von Kartoffelstärke und Stärkemehl, um dadurch zur vielseitigen Gestaltung der Kartoffel als Dauerware wirksam beizutragen. Hatte man schon im Herbst vorigen Jahres große Mengen Rindfleisch eingepökelt, so erfuhren diese Fleischbestände durch die Massenabschlachtung von Schweinen im Frühjahr eine bedeutende Vermehrung. Während Hunderttausende von Schweinen in den Gefrierräumen ganz Deutschlands untergebracht wurden und die Räucherereien sich in großem Stil der Speckseiten, Schinken, Würste und halben Schmelze annahmen, stellte man gleichzeitig einen ungeheuren Vorrat an Schweinekonserven her. Auf diese Maßnahmen folgte dann in den Vor Sommer- und Sommermonaten die Vorsorge für Käse, Eier und Butter. Der Mangel an Grünfutter ließ eine Knappheit der Meiereierzeugnisse voraussehen. Deshalb stellte man bis zu je 50 000 Kopf Vorkäse auf den Holzborden der einzelnen Käselagerräume für die kalten Monate zurück. Eine sorgfältige Pflege dieser empfindlichen Dauerware hält unaufhörlich die Lagermeister und ihre Angestellten beschäftigt. Weniger Aussicht beanspruchten die gestapelten Butterfässer, die eine lange Reihe von Kühlwagen in den heißen Monaten Juli und August unabhängig vom Herkunftsort an die Lagerplätze brachte. Noch weit umfangreicher jedoch gestaltete sich die Organisation zur Beschaffung und sachgemäßen Prüfung und Aufbewahrung der Eier. Durch große Lagerungen in Kellerräumen und Kühlhäusern ist uns ein Eierbestand auch für den kommenden Winter gewährleistet.“ Eine große Rolle in der Ernährungsfrage spielen auch die haltbaren Fische: „Von bedeutendem Umfange sind die Stapelungen an Klippfisch, Salzfish oder K-Fisch und Stockfish. Alle drei Namen bezeichnen den Dorsch (Kabeljau), nur in verschiedenartiger Vorbereitung. Der Dorsch kommt als Stockfish getrocknet, als Salzfish gesalzen, als Klippfisch getrocknet und gesalzen zur Aufbewahrung. Bei der Herstellung dieser Dauerwaren leisteten uns die schon früher vorhandenen großen Seestemünder und Cuxhavener Trocknerwerke vorzügliche Dienste.“ Diese umfassenden, bis ins kleinste durchgeführten Vorkehrungen haben alle Aus Hungerspläne unserer Gegner zerschanden gemacht, und sie werden auch weiterhin, bis zum glücklichen Ende, einen großen Anteil an unseren Erfolgen haben.